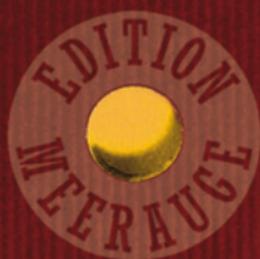


Simone Schönett

# Der Private Abendtisch

Roman





Simone Schönett

# **Der Private Abendtisch**

Roman



»Der Private Abendtisch« von Simone Schönnett ist der achte Band der Edition Meerauge. 99 handnummerierte und signierte Exemplare sind reserviert für das Abonnement der Edition.  
Interessent/-inn/-en wenden sich bitte an [abonnement@edition-meerauge.at](mailto:abonnement@edition-meerauge.at)

Titelbild: Ingmar Gritzner: »Die goldenen Waben oder die Rüssel im Nektar / Sechs Blumentöpfe aus Ton – Sechs Rattanstäbchen / Solo Percussion« (Ausschnitt)

Schrift: Sabon Roman, 9,5 Punkt  
Titelschrift: Frutiger Black, 11 Punkt  
Gedruckt auf: 100g EOS 1,75-fach holzfrei

Lektorat: Angelika Klammer, Wien  
Logo & Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien  
Gesamtherstellung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan im Lavanttal,  
[www.theiss.at](http://www.theiss.at)

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn  
© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2014  
Printed in Austria  
ISBN 978-3-7084-0495-0



Unterstützt von

bm:ukk

Österreichisches Bundesministerium für  
Unterricht, Kunst und Kultur, bm:ukk

LAND  KÄRNTEN  
Kultur

Kulturabteilung des Landes Kärnten

für Claudia



## EINS

Das Seltsame ist, man hat keinerlei Rachedgedanken. Wenn mir einer gesagt hätte, alles, was ich mir wünschte, sei eine Entschuldigung, ich hätte ihn ausgelacht. Meine Therapeutin hat es erkannt, an der Art, wie ich mein Essen arrangiere. Sie war nur einmal zu Gast; damals wusste ich noch nicht, dass sie meine Therapeutin werden würde. Sie hat mich auch gewarnt: Keiner wird das hören wollen. Das fand ich noch seltsamer.

Vera, meine Freundin, war eine Ausnahme. Mit ihr betrieb ich den Privaten Abendtisch. Eine Notlösung, um zu Geld zu kommen.

Ich bin zwar eine gute Köchin, aber erlernten Beruf habe ich keinen. Die Schule verließ ich ein Jahr vor der Matura; alles hingeschmissen, damals, als Siebzehnjährige, einfach abgebrochen, aufgegeben, weil ich Ettore kennen gelernt hatte, im Elternhaus einer Freundin.

Ettore, ein Maler aus Italien. Wir hatten eine Nacht miteinander verbracht und am Morgen, bei Sonnenaufgang, brachte er mir das Wort *alba* bei; das weiß ich noch, auch wenn sonst so viele Erinnerungen im Dunklen liegen.

Ohne zu überlegen, Hals über Kopf abgereist, den Unterricht hinter mir gelassen und Vater und Mutter auch. Einfach weg, ohne ein Wort zu sagen, einem Fremden gefolgt.

Ettore war mehr als erstaunt gewesen, als ich, eine Woche nach unserer Liebesnacht, vor seiner Tür stand.

Würden sich meine Kinder heute so aus dem Staub machen wie ich damals, ich würde verrückt werden

vor Angst. Erst einen Monat später habe ich mich zu Hause gemeldet. Mit einer Postkarte. Dass es mir gut gehe und: Keine Sorge. Oder so ähnlich. Unglaublich frech war ich jedenfalls. Und unbedacht, oh mein Gott.

Ettore hatte mich aufgenommen. In der finsternen, engen Wohnung in Perugia, an der Piazza San Paolo. Licht und Platz waren nur in seinem *studio*, wo er den ganzen Tag malte, arbeitete, wie er immer betonte.

Wahrscheinlich hat er mich mehr erduldet. Aber darüber habe ich damals nicht einmal nachgedacht.

Alles, was ich übers gute Essen weiß, habe ich in Italien gelernt. Von Ettore und seinen Freundinnen und Freunden, die alle mit Kunst zu tun hatten und so viel älter waren als ich. Auch seine Mutter, die eine echte Römerin war, hat mir, wenn sie auf Besuch kam, so einiges beigebracht. In Ettore's Küche, einem schlurftartigen Raum ohne fließendem Wasser, haben wir frische Pasta gemacht, Artischocken, Kutteln; wie eine römische Mamma habe ich bald kochen können.

Zwei Jahre lang war ich mehr Köchin als Geliebte eines um fünfundzwanzig Jahre älteren Mannes, für den Arbeit und Essen, Kunst und Küche, die Hauptrollen spielten, nicht etwa ich.

Da war Ettore's festgelegter Rhythmus, den er sich auch von mir nicht durcheinanderbringen ließ, der morgendliche Gang zum Kiosk, um den *Messagero* zu kaufen, der *caffé* in der Bar Morlatti, der kurze Plausch mit den Brüdern, die die Bar betrieben, dann zurück ins *studio*, arbeiten bis gegen eins, einkaufen, ein weiterer Kaffee im Morlatti, ein weiterer Plausch, dann kochen für den *pranzo*, Mittagessen, Kaffee, dann wieder an die Arbeit bis gegen sieben, ein *aperitivo* in der Bar, dann *cena*, daheim oder bei Freunden.

All dies ist mir noch präsent, doch meinen Alltag dort erinnere ich kaum.

Ich sehe mich nur beim Einkaufen, unten, in der schäbigen Halle, am *mercato*. Oder in Ettore's Küche. Und in seinem Bett, selten.

Ich dachte, glücklich zu sein.

Der Kontakt zu meinen Eltern – ein paar Telefonate. Manchmal schickte Vater mir für Sprachkurse, die ich vorgab zu besuchen, Geld. Ich gab es aus für neue, noch höhere Stiefel und immer breitere, ausgefallene Gürtel.

»Geht es noch übertriebener?« Ettore missfiel, wie ich meine Taille einschnürte, doch ich brauchte den Halt um die Mitte, und ohne Stiefel bis über die Knie fühlte ich mich nackt.

Die Komposition meiner Essen dagegen gefiel ihm immer. Er fand die Ästhetik interessant und sprach über die Ornamentik meiner Gerichte am Teller.

Damals hatte ich noch keine Ahnung, was man aus diesen vermeintlich ästhetischen Ornamenten, meinen Punkten und Kreisen herauslesen würde. Ich war damit beschäftigt zu gefallen.

Mit Björn war es auch nicht anders, es dauerte nur viele Jahre länger.

Als ich ihn zum ersten Mal sah, am Kontrabass, in Perugia, mit dem Trio, beim Umbria-Jazz-Festival, vor der Akademie unter freiem Himmel, war ich neunzehn.

Es waren seine Hände, die mich sofort anzogen. Wenig, drahtig. Doch nicht nur seine Hände, sein Können, der ganze große blonde junge Mann hatte mich beeindruckt.

Als ich ihn dann wiedersah, bei der *mostra* von Kourellis in Spoleto, hat er zur Eröffnung ein Solostück

geboten. Umwerfend gut. Ich nahm Björn gleich in Beschlag, erzählte von dem Konzert, auf dem ich ihn gesehen, gehört hatte. Björn war damals neunundzwanzig, sah gut aus, hatte Witz und, anders als Ettore, nur Augen für mich.

Ich weiß noch, dass ich, um ihn zu beeindrucken, den Kurator der Kounellis-Ausstellung zu uns bat. Am Vorabend war er bei Ettore zum Abendessen gewesen und hatte nicht glauben können, dass ich keine Römerin war.

Ich bat Björn ihm zu sagen, dass meine Muttersprache nicht Italienisch sei.

»Aber sie kochtä und sprichtä wie eine di Roma.«

Mit dem Satz ließ er uns wieder allein. Wir lachten, weil er so empört gestikuliert hatte.

Ich wollte Björns Hände, und dass er in einem Raum voller schöner Frauen ausgerechnet mich beehrte, machte mich stolz und nachgiebig.

Nach der ersten Nacht in Spoleto meinte Björn, er wolle eine Fortsetzung, mich mitnehmen, er gehe auf Tour und habe genug Geld, und ohne lange zu denken, sagte ich ja.

Mit dem Taxi fuhren wir nach Perugia, meine paar Sachen holen, wenig Kleidung und meine unverzichtbare Sammlung an Gürteln und Stiefeln.

Ich war feige, hatte abgewartet, bis Ettore im Morlatti war, schnell gepackt und ihm einen Zettel geschrieben: *Me ne vado* – Ich verschwinde.

Dass Björn der Vater meiner Kinder sein würde, wusste ich nicht, als ich mit meiner Habe wieder ins Taxi stieg. Die engen Gassen der Stadt hinab, zum Bahnhof, wo ich zwei Jahre davor angekommen war und wo ich nie Heimweh hatte. Kurz aber, in dem Moment, als ich

aus Perugia wegfuhr, hatte ich es – ich bin nie wieder dort gewesen.

Ettore?

Sah ich nie mehr. Keine Ahnung, ob er erfolgreich wurde oder überhaupt noch lebt, er müsste jetzt siebenundsechzig sein, ein alter Mann, mein Gott. Damals habe ich das nicht so gesehen, aber ich war ja auch fast noch ein Kind, als ich Ettore folgte.

Eine Flucht von zu Hause?

Habe ich nie so gesehen. Ich bin einfach von zu Hause weggegangen. Ohne nachzudenken, geschweige denn voraus. Aber im Nachhinein betrachtet habe ich vielleicht doch vorausschauend gehandelt. Denn ohne Ettore wäre ich keine Köchin geworden. Und wovon sollte ich dann heute leben?

Damals machte ich mich einfach aus dem Staub. Ich konnte das schon immer gut, alles hinter mir lassen, einfach fortgehen.

Mit Björn war alles leicht, unbeschwert. Er verdiente viel Geld, das er immer gerne ausgab. Auch für mich. Er hat sich mich geleistet, damals hätte ich das nie so genannt, nicht so gesehen. Ich gehörte zu ihm, so selbstverständlich wie sein Instrument, so nahm er mich auch mit damals, und ich ließ es nur zu gerne zu. Von Perugia fuhren wir nach Innsbruck. Und weiter nach München und dann in so viele kleine deutsche Orte, dass ich, zwischen unseren Liebesnächten, seinen Auftritten und dem Üben davor, bald begann, den Überblick zu verlieren.

Ich war seine Freundin, wir waren jung und es waren lustige Jahre, wilde Zeiten, wirklich so, wie man sich das vorstellt, mit Musikern auf Tour, da kam man schon mit allerlei Substanzen in Berührung. Einiges habe ich damals auch ausprobiert. Das gehörte einfach

dazu. Ich hatte keinerlei Verantwortung zu tragen, nur die, mich um ihn zu kümmern, was leicht war, weil er, solange er unterwegs sein konnte, ohnehin zufrieden war. Gute Gigs zu spielen, guten Sex zu haben, ausreichend Ruhe, um zu üben, und ein paar Drinks, das reichte ihm. Und ich war auch glücklich und glaubte, Björn zu lieben.

Heute denke ich, dass ich mehr das Leben liebte, das ich mit ihm führte, dass ich mir keine Gedanken machen musste und einfach frei war.

Als ich vierundzwanzig war, wurde ich mit den Zwillingen schwanger.

Björn spielte zu der Zeit oft fünf Mal die Woche, in unterschiedlichsten Formationen, wir waren immer am Sprung. Zuerst nur von einem kleineren Konzert zum nächsten, von einer Stadt in die andere. Dann von einem Land, später von einem Kontinent zum nächsten, was für mich mit diesem Bauch bald nicht mehr ging. Ich blieb in einer kleinen Wohnung in Berlin, wo ich die meiste Zeit der Schwangerschaft verschlief.

Zur Geburt war er nicht da, er spielte damals in Rom, glaube ich. Ich habe mir ein Taxi genommen und *das mit dem Gebären*, wie Björn es nannte, hinter mich gebracht. Weil Max mit der Saugglocke kam und Mimi als Sturzgeburt, meinte die Hebamme, in sächsischem Dialekt, unterschiedlicher habe sie zweieiige Zwillinge noch nie auf die Welt kommen sehen, und gratulierte mir dann, als Einzige.

Junge Frau, nannte sie mich. Ja, damals war ich das noch.

Björn liebte seine Kinder, aber er ließ mich auch *das mit den Babys* machen.

Es waren anstrengende Jahre, mit ihm und den Zwillingen auf Tour, immer nur Hotels und ab und zu ein

möbliertes Appartement, aber von Sesshaftigkeit oder geregelterm Leben keine Rede. Nicht, dass ich es nicht mochte. Ich hatte es auch genossen, unser Nomadentum, das aufhörte, als Max und Mimi sechs wurden.

Wir hatten lange verdrängt, dass sie in die Schule oder zumindest Unterricht erhalten mussten. Björn schlug vor, sie selber zu unterrichten. Mit selber meinte er mich, denn er hatte ja keine Zeit. Aber ich traute mir das einfach nicht zu. Dumm. Denn natürlich hätte ich es gekonnt. Doch da war meine Unsicherheit, sie gehörte zu mir wie die Stiefel und Gürtel, von denen ich ebenfalls nicht abwich.

Björn hat sich dann am hiesigen Konservatorium um einen Lehrvertrag bemüht. Ausgerechnet Björn, der das Unterrichten so hasst. Und dann musste plötzlich eine feste Bleibe, ein solider Wohnsitz her.

Dieses Haus. Es hatte einer Architektin gehört, sie hatte es selber entworfen und hier gewohnt, bis zu ihrem Tod.

Das Haus, ich habe es von Anfang an gemocht. Wie eine Bienenwabe. Die Außenform sechseckig, aus Stahl, Beton und Glas. Faszinierend auch der Flur, in den man tritt, mit den Oberlichtern und der Glastür am Ende; das Licht fällt vollkommen in diese Leere.

Mir gefiel die Küche, eine gut durchdachte Werkstatt, und ich mochte das Eingeschossige und dass man von jedem der sechs Räume im Haus direkt hinaus konnte; ins Freie, nicht in den Garten, weil da keiner war; nur ein Hof um die Bienenwabe herum, schmal und gepfästert.

Viele hätte das abgeschreckt, kein Streifen Grün, kein Flecken Erde; in den Außenbezirk zog man doch deswegen. Aber Naturnähe hatten wir nie gesucht.

Nach dem ersten Winter im Haus setzte sich Björn in den Kopf, Kinder bräuchten Familie, und weil er keine mehr hatte, bestand er auf meine.

Björns Eltern waren gestorben, als er zwanzig war, innerhalb eines Jahres, beide an Krebs. Sie fehlten ihm, zumindest war das so in unseren frühen Zeiten.

Meine Eltern spielten, seit meinem Weggang, einfach keine Rolle mehr in meinem Leben, ich brauchte sie nicht, hatte sie hinter mir gelassen wie meine Kindheit. Besucht haben wir sie selten, vielleicht fünf oder sechs Mal in all der Zeit, Stippvisiten, wenn wir zufällig in der Nähe waren. Nun lebten wir nur knapp 200 Kilometer voneinander entfernt. Und Björn meinte, es sei doch traurig, dass wir uns so gut wie nie sehen würden. »Aber Mari, es sind doch ihre Großeltern!«

Ihr erster Besuch bei uns zu Hause. Ich kochte groß auf.

Mutter bemängelte das meiste, weil sie es nicht kannte: »Es schmeckt mir zu fremd.«

Vater fand das Haus schrecklich und schenkte den Kindern Geld für ihre ersten Schulzeugnisse. »Das ist kein Lob, sondern ein Ansporn für bessere Noten.«

Meine Eltern, als Freunde hätte ich sie mir nicht ausgesucht. Freunde, dabei hatte ich doch kaum welche.

Alles war so wie gehabt. Auch wenn sie es nicht aussprachen, gaben sie mir doch deutlich zu verstehen, wie wenig sie von mir hielten.

Ich war erleichtert, als sie wieder abfuhr, und doch froh über ihr Angebot, die Kinder mit in die Sommerferien zu nehmen, drei Wochen am FKK-Campingplatz in Kroatien, wo sie schon mit mir gewesen waren.

Diese Urlaube behielten sie dann bei, bis zur Pubertät eigentlich. Den Kindern gefiel es dort, sie liebten ihre Großeltern.

Solange Björn bei mir war, kamen sie uns ein oder zwei Mal pro Jahr besuchen. Björn mochte meine Eltern, nur das besserwisserische Lehrergehabe meines Vaters ging ihm oft noch mehr auf die Nerven als mir. Wenn Björn zu sehr über ihn herzog, nahm ich Vater sogar in Schutz.

»Er ist ein guter Lehrer gewesen.«

»Im Gegensatz zu mir, ja?«

»Das wollte ich damit nicht sagen.«

Es hatte sich abgezeichnet. Für ein geregeltes Familienleben war Björn nicht geeignet, zumindest nicht auf Dauer.

Ich war das zwar auch nicht, aber mir blieb keine andere Wahl. Ich war die Mutter, ich hatte die Kinder.

Schon als seine ersten Affären begannen, hätte ich wissen müssen, dass er sich bald wieder die ganze Freiheit nehmen würde. Dass er tatsächlich wieder in sein altes Leben zurückginge, damit hatte ich bis zum Schluss nicht gerechnet, doch er war schließlich Musiker, kein Beamter, zum Unterrichten keinesfalls begabt, nicht so wie Vater.

Björn ließ mir freie Wahl – ich hätte auch mit ihm gehen können. Aber die Kinder waren gerade aufs Gymnasium gekommen, hatten in der Stadt ihre Freunde, ihr sicheres Umfeld, ihr Leben. Ich konnte sie doch nicht aus allem herausreißen, um wieder mit Björn auf Reisen zu gehen. Außerdem wollten sie nicht mehr in irgendwelchen Hotelzimmern leben. Und zurücklassen hätte ich sie ja auch schlecht können.

Obwohl es anfangs für Björn schwer war, wieder Fuß zu fassen, hat er wie selbstverständlich für uns gesorgt. Trotzdem, als er sich vor drei Jahren die Hand brach, betrunken, in einem Hotelbadezimmer, da wurde ganz schnell alles ganz anders.